

«Ein Schreibverbot ist Unsinn!»

Wer fiktionale Bücher über Auschwitz schreibt, begibt sich auf heikles Terrain. Martin Amis wagt es im Roman «Interessengebiet» und erklärt im Gespräch, was er damit erreichen will. **Von Sieglinde Geisel**

Die Welt müsse erfahren, was in den Lagern geschehe – dies war das drängendste Bedürfnis vieler Häftlinge in Auschwitz. «Zeugnis abulegen, das deutsche Volk meine Stimme hören zu lassen», so formulierte Primo Levi «das festumrissene Ziel» seines Lebens. Unter dem Eindruck der Auschwitz-Prozesse konstatierte Martin Walser 1965: «Was Auschwitz war, wissen nur die Häftlinge, niemand sonst.» Siebzig Jahre nach Kriegsende ist kaum mehr jemand unter uns, der über dieses Wissen verfügt. Die mentale Radioaktivität von Auschwitz scheint ihre Halbwertszeit erreicht zu haben: Man darf heute Romane darüber schreiben. Die Frage ist, ob wir daraus etwas über Auschwitz erfahren.

Er respektiere die Ansicht, dass Schriftsteller das Gelände von Auschwitz mit ihrer Fiktion nicht betreten dürften, sagt Martin Amis im Gespräch über seinen Roman «Interessengebiet». Doch er teile diese Ansicht nicht. «Wo sollte man die Grenze ziehen? Darf man über den Genozid an den Armeniern schreiben, über Rwanda? Das Schreibverbot ist Unsinn.» Allerdings gehe mit dem Stoff eine besondere sprachliche Verantwortung einher: «Die Wörter müssen angemessen sein.»

Problematische Einfühlung

Martin Amis lässt drei Ich-Erzähler aus dem «Interessengebiet» Auschwitz berichten. Für die Figur des KZ-Kommandanten Paul Doll verwendete er die in der Haft geschriebenen autobiografischen Aufzeichnungen des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höss. Herausgekommen ist dabei eine gefühlskalte Witzfigur. «Doll weiss nichts über sich», so Amis. Viel näher an ihm selbst sei Golo Thomsen, ein fiktiver Neffe von Hitlers Privatsekretär Martin Bormann. Thomsen, der sich als «obstruktiver Mitläufer» bezeichnet, hat ein Auge auf Dolls Gattin Hannah geworfen, eine Affäre, die auf den 400 Seiten allerdings nie in Gang kommt. Dafür dämmert es Thomsen allmählich, wie absurd und grausam es hier zugeht. Der jüdische Häftling Szmul schliesslich ist Angehöriger des Sonderkommandos. «Wir sind nicht nur die traurigsten Männer, die jemals gelebt haben, sondern auch die widerwärtigsten», lässt

Amis ihn sagen. Denn die «Sonders», wie sie im Roman genannt werden, verlängerten ihr eigenes Leben, indem sie sich zu Handlangern der Täter machen liessen.

In seinem ersten Auschwitz-Roman «Pfeil der Zeit» (1993) hatte sich Martin Amis noch nicht in die Nähe der Opfer gewagt. «Damals war ich ein reiner Arier, doch das trifft jetzt nicht mehr zu, ich habe sozusagen die Seiten gewechselt.» Durch die Ehe mit einer jüdischen Frau, deren Familie zu den Opfern gehörte, sei der Holocaust nun auch Teil seiner Geschichte und der seiner Töchter. Aber kann er sich nun besser vorstellen, was es heisst, die Opfer in die Gaskammer zu führen, danach die Leichen herauszuholen und zu verbrennen? «Ich erstickte, ich ertrinke. Dieser Stift und diese Papierfetzen reichen nicht. Ich brauche Farben, Geräusche – Öl und Orchester. Ich brauche mehr als Worte», schreibt Szmul verzweifelt, bevor er die Thermoskanne mit seinen Aufzeichnungen vergräbt. Glauben wir das? Und ist es plausibel, dass einer wie Paul Doll sich an eine verflossene Liebelei erinnert, an «funkelnde Verschmelzungen», und ausruft: «Ich bin Romantiker. Ohne Romantik komme ich nicht aus!» Der grüblerische Golo Thomsen benutzt gegen Ende des Romans gar das Wort «Schreibtischtäter» als Selbstbezeichnung: «Der Gröfaz und Rupprecht Strunck haben einen Schreibtischtäter aus mir gemacht.» Ist dieser Begriff denkbar vor Kriegsende, aus dem Mund eines Täters?

Läppische Burleske

«Sie können keine Plausibilitätsregeln aufstellen, die auf Menschen in so einer extremen Situation zutreffen», entgegnet Amis, der auch auf kritische Fragen geduldig Antwort gibt. «Es reicht ja ein einziger, der so spricht!» Er habe darstellen wollen, was unter so extremen Umständen mit den menschlichen Gefühlen geschehe: «Im Interessengebiet zeigen sich Dinge, die man im zivilisierten Leben niemals entdecken würde.» Dabei habe er auch in seine eigenen Abgründe geblickt: «Ich würde gern sagen, dass mir die Figur des Paul Doll Kopfzerbrechen bereitet habe, aber sie kam ganz natürlich. Beim Schreiben geriet ich manchmal in Trance, und dann fiel mir etwas noch Böses ein.»

Eine weitere Dimension des Romans ist

die Groteske. «Das hier ist einfach lächerlich», sagt ein NS-Mann. Auch Namen wie Frithuric Burckl oder Suitberg Seeding sollen darauf verweisen, ebenso die Genugtuung der Täter darüber, dass die Opfer das Zugbillet nach Auschwitz selbst bezahlten.

Immer wieder weicht Amis in «Interessengebiet» von den historischen Fakten ab. «Ich wollte eine Art Patina der historischen Wahrheit und habe mir dabei die Freiheit genommen, Dinge zu erfinden.» Im Lagerjargon hiess der Schuppen, in dem die Wertsachen der Opfer gelagert wurden, «Kanada», im Roman wird daraus «Kalifornien». «Das ist keine Ungenauigkeit!», protestiert Amis, «Kalifornien ist schlicht das bessere Wort.» Der SS-Mann Paul Blobel, zuständig für die «Enterdung» der Massengräber in den Vernichtungslagern, trägt bei seiner Erwähnung im Roman irritierenderweise den Vornamen Horst. «Ich hatte ja schon einen Paul - Paul Doll!» Dessen Vornamen habe er natürlich nicht mehr ändern wollen. «Darf ich Ihnen einen Rat geben? Relax!»

Die Lektüre dieses Romans ist keineswegs erschütternd. Primo Levi zweifelte daran, dass unsere Sprache ausreicht, um Auschwitz wiederzugeben, denn Wörter wie Hunger, Müdigkeit, Angst, Schmerz, Winter bezeichneten Dinge, die nichts mit dem zu tun hätten, was sie im Lager bedeuteten: «Hätten die Lager länger bestanden, wäre eine neue, harte Sprache entstanden.» In Wahrheit fürchten wir das Wissen über Auschwitz. Den neunstündigen Dokumentarfilm «Shoa» von Claude Lanzmann hat Martin Amis nicht gesehen - ob er seinen Roman sonst überhaupt hätte schreiben können?